

## PETER JACOBS

### »Ein bißchen unter Naturschutz«. Victor Klemperers Tagebücher aus der frühen DDR-Zeit erscheinen im Aufbau-Verlag\*

#### Vorspann

*1947 erregte der 68jährige Dresdner Romanist Victor Klemperer Aufsehen mit einem Essay-Band über die Verformung der deutschen Sprache in der Zeit des Faschismus. »LTI. Notizbuch eines Philologen« wurde zu einem Standardwerk vor allem für die jünger intellektuelle Generation, die begreifen wollte, was in deutschen Köpfen zwölf Jahre lang alles entgeist war.*

*Fast 50 Jahre später erschienen die Tagebücher, die Klemperers Arbeitsgrundlage für die LTI abgegeben hatten. Darin hatte dieser dem liberalen deutschen Bürgertum entstammende verbundene Mann, der seiner jüdischen Herkunft wegen ausgegrenzt, verfolgt und beinahe nach Auschwitz deportiert worden wäre, mit erschütternder Genauigkeit den alltäglichen Holocaust in der Kulturstadt Dresden dokumentiert. Der fast 1600 Seiten umfassende Doppelband »Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten« wurde zu einem der erfolgreichsten deutschen Sachbuch-Editionen der Nachwendzeit. Inzwischen sind mehr als 150 000 Exemplare verkauft. Verlage in 13 Ländern haben Übersetzungs- und Nachdruckrechte erworben.*

*Weithin unbekannt blieb bisher, wie sich Klemperers letzte Lebensjahre gestalteten. Daß er 1945 der KPD beitrug und bis zu seinem Lebensende der DDR loyal blieb, reichte dem Mitherausgeber der F.A.Z., Karl-Friedrich Fromme bereits hin, Klemperer als eine Mischung von alterndem Opportunisten und heimlichem Widerstandskämpfer zu porträtieren. Die Tagebücher von 1946 bis 1959 zeigen in Wirklichkeit einen zutiefst für die Wiedergewinnung der deutschen Kulturfähigkeit in der sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR engagierten Hochschullehrer, Publizisten und Kulturbund-Redner. Daß er dabei auch in Zweifel gerät und häufig in Widerspruch zu den schon damals immer häufiger auftretenden Machtideologen und Verfälschern der sozialistischen Idee steht, lag in seinem Naturell. Der frühere Chefredakteur der »Neuen Deutschen Literatur«, Walter Nowojski, arbeitet derzeit für die Aufbau-Verlag an der Herausgabe der Tagebücher von 1946 bis 1949 – ein schwieriges Unterfangen unter anderem deshalb, weil ein Teil der erwähnten Zeitgenossen noch lebt und Persönlichkeitsrechte geschützt werden müssen.*

Peter Jacobs – Jg. 1938, Studium der Journalistik in Leipzig, Redakteur für Außenpolitik – ab 1961 bei der »Berliner Zeitung« und 1975 bei der »Neuen Berliner Illustrierten«, von 1995 bis zur Einstellung der Zeitschrift 1997 bei der »Wochenpost«. Autor zahlreicher Reportagebücher, Bildbände (alle mit dem Fotografen Thomas Billhardt) und Kinderbücher. Lebt als freiberuflicher Journalist in Berlin.

\* Klemperers Tagebücher sind seit einiger Zeit im Aufbau-Verlag bis zum Ende des Jahres 1945 komplett. Zuletzt erschienen die Aufzeichnungen der Monate Juni bis Dezember 1945, eine Übernahme der Fassung aus den »Dresdner Heften«. Auch die ersten Monate in der sowjetischen Besatzungszone sind damit dokumentiert. Es fehlt der

Victor Klemperer war wütend. »Engherzig, stur, dumm und gehässig«, schreibt er in einem Brief. »Verfehlte und unmarxistische Anwendung marxistischer Theorien.« Und: »Solange das Institut

unter meinem Namen läuft, lasse ich sie (die Arbeit) weder als Literaturhistoriker noch als Marxist passieren.«

Anlaß für den professoralen Zorn ist eine Doktorarbeit. Darin klassifiziert ein karriereversessener Aspirant den französischen Dichter Vercors als Idealisten und Kantianer, was damals in der DDR einer Beschimpfung gleichkam. Um seinen Zorn nicht auszufern zu lassen, sucht der Professor nach einer psychologischen Erklärung: »Soweit mir bekannt ist, bewirbt sich M., der von der LDP herkommt, ehrlichen Herzens um die Aufnahme in die SED, dies mag ihn in die Blindheit des 250prozentigen hineintreiben.«

Da scheint alles überkreuz. Als Klemperer die Philippika am 17. Februar 1954 in Dresden zu Papier bringt, leitet er das Romani-sche Institut der Humboldt-Universität in Berlin, ist Abgeordneter der Kulturbundes in der DDR-Volkskammer, Mitglied des PEN-Klubs und Nationalpreisträger. Die LDP, die Liberaldemokratische Partei der DDR – heute von der FDP vereinnahmt – gilt als Sammelbecken für wohlgesonnene Aufbauhelfer klein- und mittelbürgerlicher Herkunft, für Leute etwa wie Victor Klemperer selbst. Doch der ist Ende 1945 in die KPD eingetreten und somit 1946 Mitglied der SED geworden. Mit vielen Selbstbefragungen und Selbstzweifeln, wie man aus dem 45er-Tagebuch jetzt weiß.

Klemperers DDR-Biographie – eine Schlitterpartie und bis heute viel Anlaß für Spekulationen und Polemiken. Das wiedervereinigte Deutschland mit seinem unstillbaren Durst nach Rechthaberei leidet an einem gespaltenen Klemperer-Bild. Die DDR hat ihn beherbergt und mehr oder weniger schon immer für sich beansprucht. Der Westen hat ihn erst nach der Wende entdeckt. Nachholebedarf mischt sich mit neuen Vorurteilen. War er ein Heilssuchender? Heuchelte er gelegentlich? War er feige? War er subversiv? Verfiel er einem Irrglauben oder verschaffte er sich nur die zeitgemäße Hülle des Marxismus, um für sich selbst nur noch die Ethik von Voltaire bis Diderot gelten zu lassen in einer Zeit, die ihm das Dringendste geboten hatte, das er nach den Dresdner Schreckensjahren brauchte: die Befreiung aus der täglichen Todesangst?

Die Hörer in dem stets überfüllten Hörsaal über dem Auditorium maximum der Humboldt-Universität in Berlin erlebten in trister Nachkriegszeit Rauschhaftes: Wenn Klemperer sich in seiner etwas altmodischen Art vor den Studenten verbeugt hatte und seinen handgroßen Spickzettel zog, den er Schnuller nannte, dann brachen über sie die Schönheit provencialischer Poesie, die geistigen Genüsse voltairescher Skepsis, der hitzige Atem der französischen Revolutionsliteratur herein. »Alfred Kantorowicz, der alles wußte über die damals in der Nachkriegszeit so spannende Emigrantenliteratur, wirkte dagegen langweilig«, sagt sich einer, der damals bei beiden Professoren Prüfling war. Verklärte Erinnerung an einen älteren, leicht gebeugt gehenden und fast gemütlich wirkenden Herrn mit schalkhaften Augen, der seinen kippensammelnden Studenten der Nachkriegsgeneration auch schon mal aus seiner Sonderration Zigaretten anbot.

Klemperers Weg durch die frühe DDR-Zeit war mit guten, bisweilen hehr zu nennenden Vorsätzen gepflastert. Er strebte zuerst

letzte Mosaikstein: Klemperers letzte 15 Jahre, das kurze, streitbare, von neuem Glück gestreifte Leben in der DDR. Verlag und Herausgeber werden voraussichtlich noch bis 1998 brauchen, um diesen Rest seines Nachlasses aufarbeiten und publizieren zu können. Das Material wird dürftiger, die Arbeit schwieriger, denn es waltet das eiserne Gesetz der Rücksichtnahme auf noch lebende Personen oder betroffene Nachkommen.

nach Reinigung, nach Entnazifizierung des Kulturbegriffs. Er wollte die Jugend nicht mit einer Klassenkampf- sondern mit seiner Kulturbotschaft erreichen, nämlich daß »die Hitlerzeit den äußersten Gegensatz zu den Grundanschauungen der deutschen klassischen Zeit bedeutet hat, und daß aus der Verirrung des Kulturdenkens die Gesamtheit der nazistischen Verbrechen hervorgegangen ist«. Marxistisches Vokabular kam dabei, wie auch später, kaum bei ihm vor.

Alles, was der Überlebende des Dresdner Holocaust-Alltags in den 15 Nachkriegsjahren, die ihm geblieben sind, politisch und gesellschaftlich beginnt, steckt voller Zwiespalt. Er sieht in der latenten Russenfeindlichkeit seiner Umgebung eine Fortsetzung des alten Franzosenhasses und der gräßlichen Gefühlslage, die die tausendfachen alltäglichen Verbrechen an den Juden möglich gemacht hat. »Ist zur Zeit mit den Juden nichts anzufangen, so tut es der Russe«, schreibt er 1950 in einem Zeitungsartikel.

Der Staatsgründung in der damaligen sowjetischen Besatzungszone stellt er keine optimistische Geburtsurkunde aus. »Die deut. dem. Republik. Das tobt seit gestern durch den Rundfunk«, steht unter dem Datum 12. Oktober 1949 in Klemperers Tagebuch. »Die Präsidentenwahl, die Aufmärsche, die Reden. Mir ist nicht wohl dabei. Ich weiß, wie alles gestellt und zu Einstimmigkeit vorbereitet ist. Ich weiß, daß es nazistisch genauso geklungen hat und zugegangen ist.«

Die geistige Wende in den deutschen Köpfen sieht er nicht gekommen: »20 Millionen (Ostdeutsche) sind noch kein Drittel des deutschen Volkes und von den 20 sind mindestens ein Dutzend antisowjetisch«. Ein Fundament auf schwankendem Grund: »Ich weiß, daß die demokrat. Republik innerlich verlogen ist, die SED als ihr Träger will die soz. Republik, sie traut nicht den Bürgerlichen, und die Bürgerlichen mißtrauen ihr. Irgendwann gibt es Bürgerkrieg«.

Zwei Jahre später begründet er in der Volkskammer die Zustimmung des Kulturbundes für das sogenannte Gesetz zum Schutz des Friedens, zeigt Verständnis für die Härte des Vorgehens gegen Saboteure, Agenten des Klassenfeindes – ein Instrument, das eben das von ihm beklagte Mißtrauen festschreibt und in erheblichem Maße den Aufruhr vom 17. Juni herbeiführen hilft.

Was wie eine zynische Gefälligkeitserklärung klingt, ist eher die Reaktion auf böse eigene Erfahrungen im kalten Krieg. Klemperer sieht seine Peiniger im Staate Adenauers weiter am Werk. Im Westen wird er nicht gedruckt und ist als Propagandist des Ostens unter Beschuß geraten. »Salonbolschewist«, »verkalkte Senilität, die sich zu Propagandazwecken mißbrauchen läßt«, schrieb im August 1949 die bayrische Presse, als er die Urkunde zum Ehrendoktorat seines Lehrers Karl Voßler der Witwe überbrachte und bei dieser Gelegenheit auf einem Vortrag in Schwabing in privatem Kreis seine Ängste vor dem latenten Faschismus äußerte. Er hatte die Munition freilich selbst geliefert, als er auf ebenso gereizte wie ungeschickte Weise seine Hoffnungen auf eine sozialistische Alternative verteidigte – die sowjetischen Panzer als Friedensboten, den Uranbergbau in Sachsen als Beginn einer blühenden Atomindustrie.

Im September 1950 reiste er im Auftrag der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft – dort war er Vorstandsmitglied – nach Frankfurt am Main, um einen Vortrag über seinen Humanismusbegriff zu halten. Einladet: die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und ein paar Genossen von der KPD. So lag über dem Auftritt des Professors aus dem Osten im Hinterzimmer einer Kneipe in Eschersheim der Hauch einer konspirativen Versammlung. Sie wurde nach 15 Minuten von der Polizei aufgelöst. Klemperers Tagebuchnotiz: »Ich war gerade im 13. Jahrhundert angekommen«. Fünf Jahre später reiht die Zeitung »Die Welt« den Dresdner Romanisten unter die Vergessenen ein und fügt hinzu: »Klemperers Schicksal, seine geistige und politische Funktion in der DDR hindern den 75jährigen Professor daran, über die gesamtdeutsche Sprachsituation nachzudenken«. Es ist die Zeit, da die Germanistikstudenten zwischen Hamburg und Tübingen die »LTI« sich über Verwandte im Osten besorgen.

Klemperer, Prototyp eines deutschen Bildungsbürgers, der die Kulturen in ihren großen Zusammenhängen sieht und Toleranz über alles stellt, bewegt sich auf einer ideologischen Doppelspur. Er will die klassenkämpferischen Kurzschlüsse vulgärmarxistischer Interpretatoren von der DDR-Romanistik fernhalten und zugleich eine linguistischen Feldzug gegen die »amerikanische Zerreißprobe« führen. »Da nun die Einheit der deutschen Nation aufs schwerste gefährdet ist und da alles darauf ankommt, daß ihr geistiger Zusammenhang, ihr Einanderverstehen unbedingt gewahrt bleibt, so bedeutet schon die leiseste sprachliche Dissonanz eine schwere Gefahr«, sagt er auf einem Vortrag im Becherklub des Kulturbundes 1952 in Berlin. Er hat traumatisch ein Schaufensterschild aus Paris vor Augen: »English spoken – American spoken«. Mit ähnlicher Berechtigung könnte da in einer fernerer Zukunft die Ankündigung erscheinen; »Hier spricht man Ostdeutsch – hier spricht man Westdeutsch«. Seinen Angstraum setzt er um in heute befremdlich wirkende Klischees des kalten Krieges: »Die nazistische Sprachpest, von der wir uns zu befreien bestrebt sind, und halbwegs befreit haben, blüht drüben wieder auf. Ihre von hier vertriebenen Verbreiter dürfen dort ihr Idiom weiterpflegen, da es der faschistischen Gesinnung und Absicht der Vereinigten Staaten entspricht«.

Opportunismus, Irrtum oder Verblendung? Klemperers öffentliche Äußerungen aus dieser Zeit lassen – wenigstens partiell – auch einen anderen Schluß zu. In der zitierten Rede ruft er Stalin als Kronzeugen an: »Wie Richelieu weiß er, daß das Bemühen um Sprache nicht unwichtiger ist als irgendein politisches und militärisches Bemühen«. Der sowjetische Führer hat zwei Jahre zuvor eine Broschüre über »Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft« verbreiten lassen, in der – für die stalinistische Denkschule seltsam genug – davon die Rede ist, daß Sprache nicht von Revolutionen neu erfunden werde und keinen Klassencharakter habe. Für Klemperer eine These, in der er in einer Zeit der zunehmenden Indoktrination sein eigenes Kulturverständnis weiter deutlich machen kann. »Es ist doch so, daß der Mensch zuerst einmal eine Kopf- oder Steiß- oder sonstige Lage im Mutterleib hat«,

schreibt er zwei Jahre später in dem oben zitierten Brief. »Und das Zweite: jeder Mensch zuletzt eine Sarglage hat, die auch wieder mit der Klassenlage nichts zu tun hat, sofern man in diesem zweiten Fall nicht das Begräbnis erster, zweiter oder sonstiger Klasse und die daraus folgende Beschaffenheit für wesentlich erklären will.« Der Brief ist freilich vertraulich.

Endlich Ordinarius einer richtigen Universität zu werden – das war sein Traum seit Weimar. Mit einiger Mühe gewann er seine Professur an der Technischen Hochschule Dresden zurück, die ihm die Nazis 1935 genommen hatten. Eine Genugtuung, aber nicht die wissenschaftliche Erfüllung für den 67jährigen Romanisten. In einem Alter, wo die meisten Professoren bereits das Kürzel em. hinter ihrem Titel tragen, gelangte er endlich ans Ziel.

1947 bietet ihm die Universität Greifswald einen Lehrstuhl an. In sein Tagebuch notiert seine Begeisterung für ein »prachtvolles Direktorenzimmer, das meine Sehnsucht erregt: hier mit Schreibmaschine und Sekretärin allein sein!« Der Rektor beschafft ihm sogar einen Schrebergarten auf dem Gelände der Ohrenklinik. Doch Klemperer kühlt schnell ab. Er beklagt die Gesellschaft der blassen mickrigen Studienräte, den rauhen pommerschen Ton gegen den Fremden und: »Wenig Essen, viel russische Unsicherheit, Häuser wurden beschlagnahmt«. Aber im März 1948 vermerkt er ein »Erlösungstelegramm« aus Halle. Die Universität hat eine lange geisteswissenschaftliche Tradition. Und liegt näher an Berlin. Dort hält er am Romanischen Institut der Humboldt-Universität im Wintersemester 1950/51 Gastvorlesungen über die französische Literatur der Renaissance. Karge Zeiten: Man zahlt ihm 35 Mark pro Stunde und beschafft ihm Benzinmarken für seinen Dienstwagen, einen Vorkriegs-BMW. Aber das Amt des Ordinarius ist seit 1949 verweist. Im Sommer 1951 erhält Klemperer die Berufung.

Fortan führt der Mann, der sein halbes Leben lang von Alltagsorgen fast erdrückt wurde, ein für die fünfziger Jahre in der DDR relativ komfortables Professorenleben. Das Staatssekretariat für Hochschulwesen versieht ihn mit einem Einzelvertrag, dem höchsten Privileg für Fachleute bürgerlicher Herkunft, deren Mitarbeit man sich versichern will. Das bringt in der Regel ein Gehalt von 3200 Mark, Altersversorgung und Ausbildungsmöglichkeiten für die Kinder nach Wunsch. Klemperer, kinderlos, setzt er ein Gehalt von 4000 Mark durch. Er hat gelernt, sich vom Rest des Lebens zu holen, was ihm so lange versagt blieb. Und der Staat trägt es ihm die Ehren hinterher. 1952 händigt ihm Präsident Wilhelm Pieck den Nationalpreis dritter Klasse aus – es wäre womöglich eine höhere Stufe geworden, wenn nicht Lion Feuchtwanger auf der Kandidatenliste für die erste Klasse gestanden hätte.

Womöglich ist das Klemperers beste Zeit. Er hat 1952 zum zweiten Mal geheiratet, reist nach Rumänien, nach Frankreich, nach Italien und befaßt sich mit der Vollendung seiner wissenschaftlichen Publikationen. Das Tagebuch ist immer dabei. Er schreibt noch immer in jener äußerst sparsamen Weise wie im Krieg, zweizeilig zwischen den Linien und seine Frau Hadwig muß Federhalter und Tintenfaß, ohne die er nicht auskommt, bis nach China mitschleppen.

Da, wo immer der Platz für seine Zweifel, seine Sprachbeobach-

tungen, seine Porträtskizzen, seinen Überlebenswillen war, dominiert nun immer mehr privater Kleinkram. Selten nimmt er noch politische Vorgänge auf. Anfang 1953 beschäftigen ihn die Prozesse gegen jüdische Ärzte in Moskau ziemlich heftig. Aber er hat kein Verständnis für die Flucht führender Köpfe der Jüdischen Gemeinde nach dem Westen: »Diese Leute haben eben mit dem Joint (der an Konfessionsjuden Pakete schickte) zusammengearbeitet«, schreibt er in sein Tagebuch. Der Joint ist jenes amerikanische Hilfskomitee, das von der sowjetischen Propaganda zu einer monströsen Agentenorganisation hochstilisiert wird. Klemperer versucht, eine jüdische Genossin aus Leipzig zu beruhigen: »Du mußt doch wissen, daß wir unmöglich Antisemitismus haben. Es geht doch gegen Zionismus im Bund mit USA, mit Kapitalismus.«

Die Tonlage eines politisch fast schon Etablierten. Doch 1956 der neue Schock. Als Chruschtschows Geheimbericht über die Verbrechen Stalins im Westen bekannt wird, befindet sich Klemperer zu einem Studienaufenthalt in Paris. »Hadwig liest ihn genau, ich werfe mit Abscheu Blicke hinein«, notiert er jetzt. »Es ist ganz gräßlich und desillusioniert mich vollkommen.« Dann der Ungarn-Aufstand, die Nachrichten über die Verfolgung des Petöfi-Kreises in Budapest und die Verhaftung Wolfgang Harichs und Walter Jankas in Berlin. Kantorowicz, der kurz darauf in den Westen wechselt, soll verhört worden sein. Klemperer fragt sich, ob das nicht auch ihn selbst treffen könnte und antwortet sarkastisch: »Immerhin bin ich der Schußlinie ferner und ein bißchen unter Naturschutz. Man braucht den alten Herrn nicht mehr ernst zu nehmen.«

Noch einmal, im Sommer 1957, zeigt sich der nun 76jährige Klemperer streitbar. Im »Sonntag«, der offiziellen Zeitschrift des Kulturbundes, ist ein höhnischer Artikel über eine Romanistentagung in Halle erschienen. Zwei westdeutsche Fachkollegen haben auf Klemperers Einladung teilgenommen. Das paßt den Funktionären schon nicht mehr in die Landschaft. Die Worte von Liebe, Verstehen und gleichem Denken klängen sehr schön patriotisch, heißt es da im »Sonntag«, aber: »Zwei deutsche Staatsgebilde stehen sich gegenüber. Das eine baut den Faschismus, das andere den Sozialismus auf«. Das Vokabular, das später zu dem Begriff antifaschistischer Schutzwall vermauert wird, schimmert auf. Klemperer protestiert gegen die «diffamierende Begleitmusik», «böse Taktlosigkeit» und «Anödung». Sein Brief wird nie gedruckt. Am 18. Oktober zeigt er sich zutiefst resigniert: «Im Übrigen wird mir die Politik immer widerlicher. Sie lügen und stinken alle beide, Osten und Westen, gar zu sehr».

Im Frühjahr 1959 bricht das Tagebuch ab. Klemperer hat einen schweren Anfall erlitten, die Angina pectoris zwingt ihn für mehrere Monaten ins Krankenhaus. Um Weihnachten holt ihn Hadwig nach Hause. Er starb am 11. Februar 1960, 18 Monate, bevor die Mauer den deutschen Sprach- und Kulturraum für achtundzwanzig Jahre zerteilte.